

Schwarze, das diese offensichtlich inferior halten will, sich auch geheime Schulen bilden, die von der Polizei gesucht werden. Man sieht sofort, welch ungeheure Gefahr mit diesen geheimen Schulen gegeben ist. Sie werden zu Brutstätten der Revolution und des Kommunismus werden. Aus alledem dürfte klar hervorgegangen sein, wie groß die Gefahren für die Entwicklung der afrikanischen Jugend in christlichem Sinne sind. Es ist ein gewaltiger Kampf um die Zukunft der schwarzen Welt entbrannt. Wer wird ihn gewinnen? Das hängt auch vom Christentum Europas ab.

## Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

### I. Die päpstliche Weihnachtsbotschaft vom 23. Dezember 1956

Die Rundfunkrede, die der Hl. Vater am 4. Adventssonntag aus dem Konsistorienaal des Vatikans an die Menschheit richtete, verriet vom ersten bis zum letzten Worte die große Sorge des Stellvertreters des Erlösers um die angstbeladene Menschheit. Ihr eigentümlicher Ton wurzelte in der Erschütterung, die uns seit beinahe zwei Monaten ob der Ereignisse im Nahen Osten und vor allem im vergewaltigten Ungarn gepackt hatte. Und dennoch spürte man noch viel stärker die Kraft und die feierliche Majestät eines obersten Lehrers und verantwortungsbewußten Hirten, der am Vorabend des Festes der Geburt des Weltheilands den Menschen einen Weg des Heiles, den einzigen Weg des Heiles, zeigte. Man horchte, man stimmte zu, und die gesamte Presse widmete den Worten des Papstes lange Auszüge mit zusätzlichen Kommentaren. Wir dürfen uns nicht zu sehr darüber wundern, daß die Presse mit Vorliebe bei der zweiten Hälfte des dritten Hauptteiles der Weihnachtsbotschaft verweilte, weil hier die drückenden Probleme oder vielmehr die grausigen Gefahren der gegenwärtigen Weltlage in sehr konkreter Form behandelt wurden. Das wäre nicht zu verübeln, wenn nicht eben darüber die Papstrede einen beinahe ausschließlich „politischen“ Anstrich erhielte, den sie jedoch nicht in einem solchen Maße besitzt, da sie vorwiegend, und zwar zu wenigstens fünf Sechsteln des Textes, philosophisch-theologisch war, durchaus religiös-weltanschaulich, eine wirklich christliche Botschaft an die Menschheit am Rande des Abgrundes, nicht bloß Auseinandersetzung mit einer östlichen Macht oder Mahnung an die UNO, sondern Gewissenserforschung mit der gesamten Menschheit über die Ursachen der heutigen Ausweglosigkeit zugleich mit dem Aufweis der Mittel zu einer immer noch möglichen Rettung.

Der französische Schriftsteller und Journalist François Mauriac (zitiert im „Osservatore Romano“ vom 12. Jänner 1957) glaubt mit Recht, die Papstbotschaft habe deshalb einen so universalen Anklang gefunden, „weil sie von jedermann, auch von einem Nichtchristen, angelegt werden kann an die Bewertung der Geschichte, die wir heute leben. Der Papst kennzeichnet einen Irrtum über den Menschen, dessen tatsächliche Folgen in die Augen springen. Es ist der Irrtum einer technizistischen Generation, die zwar die Materie im Zügel hat, aber nicht mehr weiß, was der Mensch ist. Oftmals haben die Päpste zu einer gleichgültigen Gesellschaft über die Größe und das Elend des Menschen gesprochen, über seine Würde und die Grenzen dieser Würde, über seine Natur, um es kurz zu sagen, so wie diese dem Humanisten und dem Christen erscheint. Diesmal ist die Menschheit aufmerksam geworden wie ein Schüler, der Sachunterricht hört.“

Was sich gemeinhin Realismus nennt — der enge oder eingeengte Realismus, der Papst spricht vom „sogenannten Realismus“ —, steht heute vor einer totalen Ausweglosigkeit und vor dem, was Pius XII. als „riesigen und angstvollen Widerspruch“ bezeichnet. Dieser lastende Widerspruch offenbart sich darin, daß die Menschen, die Urheber und Zeugen der „zweiten technischen Revolution“, einerseits hoffen, eine Welt zu schaffen, die von Gütern und Tätigkeit strotzt und in der es weder Armut noch Unsicherheit geben wird; auf der anderen Seite steht die bittere Realität des bisher Erlittenen und die quälende Angst um die Zukunft. „Es gibt also



etwas, was im ganzen System des modernen Lebens nicht richtig geht, es muß wohl eine wesentlicher Irrtum seine Wurzel zernagen“. Wo versteckt sich dieser Irrtum? Wie und durch wen kann er geheilt werden? „Wird es dem Menschen gelingen, vor allem innerlich den angstvollen Widerspruch zu überwinden, dessen Urheber und Opfer er zugleich ist?“ Der Christ vermag diese Hoffnung zu hegen, weil er auf dem Boden der Natur und des Glaubens durch unbeschnittenes Erkennen zum wahren Realismus in der Beurteilung aller Werte vorstößt. Er sieht, daß der heutige Widerspruch sich aus dem Auseinanderklaffen von Leben und christlichem Glauben entwickelt hat. — In seiner ganzen Rede will der Papst zeigen, daß nur der auf die volle Wirklichkeit der Natur, der Geschichte und des Glaubens gebaute Realismus, nur der für die volle Wahrheit, auch für alle absolute Wahrheit, geöffnete Realismus bezüglich des Menschen in seiner Natur, Geschichte und Gottbezogenheit, bezüglich der Gesellschaft, ihrer Gesetzmäßigkeiten, ihrer Entwicklungen und der letzten Fundierung aller Ordnungen oder Gesetze in Gott, auf dessen Pläne der Mensch durch freies Handeln als verantwortliches sittliches Subjekt einzugehen hat, mit einem Wort, daß nur der integrale (oder auch christliche) Realismus, weil er sich eben auf den Boden der ganzen Wahrheit stellt, den Ausweg aus dem angstvollen Wirrsal anbahnen wird. Aus der vollen Wahrheit allein läßt sich die Harmonie der Welt gewinnen und ein Licht der Hoffnung nähren. Die bereits in der Einleitung der Papstrede ansetzende klare Gewissensforschung richtet sich nicht bloß an jene, die zum atheistischen Kommunismus gehören, sondern an alle, die auf die eine oder andere Weise der „vollen Wahrheit“ theoretisch oder praktisch ausweichen oder entgegenarbeiten.

Nicht in der Wahrheit wollen die Religionslosen den Ausweg aus der heutigen Not erzwingen. Sie halten fest am „Traum von der menschlichen Allmacht“ und wollen die Religion sowie die natürlichen Rechte der Revision unterwerfen, da sie den Menschen hindern, seinen Weg zu Ende zu gehen. Der moderne Mensch habe sein neues Weltbild, seinen neuen Weg, auf dem ihn weder die Religion noch ein religiöses Menschenbild aufhalten darf. Der Widerspruch entspringe aus den Kompromissen des neuen Weltbildes, des technischen Weltbildes, mit den religiösen Ideen.

Doch Gott ruft den Menschen der „zweiten technischen Revolution“ vor die Krippe des Gottmenschen, damit er dort die „totale Wahrheit“ und die Harmonie der Welt erschauere. Im menschengewordenen Gottessohn leuchtet auf 1. die Würde der menschlichen Natur, aber auch ihre Begrenzung; 2. die Wahrheit, daß nicht eine errechnete Formel, sondern die freie Tat des Schöpfers dem Menschenleben und der Welt ihren tieferen Sinn verleiht; 3. daß Überzeugtwerden, daß nur die Bindung an die Wahrheit als an etwas Absolutes zu Licht und Leben führt. Unter diesen drei Titeln entwickelte Pius XII. seine Weihnachtserwägungen, seine Ermutigungen und Mahnungen an die Menschheit.

1. Würde und Grenzen der menschlichen Natur. Es gilt, den Blick für die totale menschliche Wirklichkeit freizumachen. Der als Mensch geborene Sohn Gottes wirft Leuchtstrahlen auf den Ursprung, das Wesen, die Bestimmung und die Geschichte des Menschen. Wir sehen den Menschen in seiner paradiesischen Integrität und dann in seinem Fall, in seiner Sündengeschichte mit ihren schmerzlichen Folgen. Was er gewesen wäre, wie er gefahrlos und leidlos gelebt hätte — durch Gottes Gnadengeschenke! Wie ihn die Ursünde zwar nicht der Herrschaft über die Erde beraubte, aber die Sicherheit in der Ausübung dieser Herrschaft aufhob! Zwar behielt der Mensch die Möglichkeit, „die Geschichte zu gestalten“, aber mühsam wird sich sein Weg aufwärts winden. Unendliche Liebe, die den Menschen erlöste, öffnete von neuem den Weg zu den verlorenen Höhen, zur Gotteskindschaft, heilte die Wunden und gibt Gnaden, wenigstens zur inneren Überwindung der aus der Ursünde und den persönlichen Sünden fließenden Unordnung. Ohne daß er Gott vorschreibt, die bestmögliche Welt geschaffen zu haben, weiß der Christ mit vollem Vertrauen, daß Gottes Wohlwollen den Gnaden, mit denen er alle Menschen zum letzten Ziel führen will, keine zu engen Grenzen zieht.

Doch fühlt sich der Christ nicht nur für die Rettung seiner inneren Werte verpflichtet, er bejaht auch seine Verantwortung für die Herausführung der Welt aus ihren Katastrophen. Deshalb wird er zum Kämpfer der vollen Wahrheit. Er hält den modernen Menschen von systematischem Pessimismus ebenso ab wie von einem un-



begründeten Optimismus und lehrt ihn, „die wirklichen Dimensionen seiner Macht“ zu erkennen. Er zeigt ihm, daß die heutige Ausweglosigkeit nicht aus der noch nicht ganz überwundenen Religion stammt, daß die Religion vielmehr die Gründe unserer Not erfaßt und die einzige tragbare Lösung anbahnt. — Der sogenannte moderne Mensch hingegen urteilt sehr „unrealistisch“ über die Sünde und sieht in verkehrten Neigungen nur Krankheitserscheinungen und funktionelle Störungen oder Schwächen, zu deren Behebung eine vertiefte Erkenntnis der Naturgesetze und des menschlichen Mechanismus uns einst die Heilmittel liefern wird. So wie wir heute weitgehend die Natur technisch beherrschen, werden die Wissenschaften allmählich das moralische Gefüge des Menschen regeln.

Von diesen Verzerrungen des Menschenbildes, das nur mehr ein Naturding Mensch übrigläßt, lassen sich allenthalben Folgerungen feststellen, auf die der Hl. Vater warnend aufmerksam macht, und nicht zum ersten Male. Wo es keine Sünde gibt, fällt z. B. auch die Idee einer gerechten Strafe hin; es gibt keine Verbrechen, sondern nur Menschen, die sich im komplizierten Gefüge der Umwelt nicht zurechtfinden. Nicht ein Gewissen oder der moralische Sinn sind es, die im Staatlichen und Gesellschaftlichen versagen, sondern die konstruktiven Fähigkeiten des an sich guten Menschen sind vorläufig nicht hinreichend entwickelt. Bis dieser Idealzustand des Fortschrittes erreicht ist, wird man das Prinzip der persönlichen Verantwortung und des Ausgleichs der Kräfte in das maschinelle und rein funktionale Gefüge des Gesellschaftskörpers einbauen müssen. Einmal jedoch werde der Mensch alle Gesetze des gesellschaftlichen Mechanismus im wissenden Griff haben und gesetzmäßig aus guten Menschen eine vollkommene Gesellschaft begründen. — Doch wie soll eine solche ideale Gesellschaftsordnung möglich werden, wenn ein durchaus falsches Bild der menschlichen Wirklichkeit den Baumeistern der Zukunft vorschwebt? Der Mensch ist nicht ein reines und gefügiges Naturding, in dem sich Kräfte kreuzen, er ist eine Person, die in sittlicher Entscheidung freie Akte setzt. Darin liegt seine Würde, aber auch seine Begrenzung; er ist des Guten wie des Bösen fähig; er kann seine Möglichkeiten entfalten, kann sie aber auch gefährden. Der wahre und christliche Realismus sieht den Menschen allseitig: als Kraft und Schwäche, als Würde und begrenzte Möglichkeit, als fähig zum Aufstieg und fähig zur Sünde. — Im Anschluß hieran sprach der Hl. Vater von den verderblichen Auswirkungen des falschen „Realismus“, der das Menschenbild unrichtig zeichnet, auf den Gebieten der privaten und öffentlichen Moral, der Erziehung in Familie und Schule und im „demokratischen“ Staatsleben, das die sittliche Verantwortung und das persönliche Gewissen dringend benötigt. Mehr noch als die (nicht immer glücklich angepackte) Reform der Institutionen drängt sich die Reform der Gesinnung und Gesittung auf. Auch im staatlichen Leben spielen die sittliche Kraft und Schwäche des Menschen, die Sünde und die Gnade eine entscheidende Rolle. Die Politiker des 20. Jahrhunderts dürfen das nicht übersehen und nicht im Irrtum der Trennung von Staat und Religion beharren, und das im Namen eines Laizismus, dem die Erfahrungen die rechtfertigende Bestätigung versagten. Damit beendete der Papst seine Betrachtungen über die Irrtümer des Menschenbildes, das einerseits den Menschen zum beinahe unbeschränkten Schöpfergott macht und ihn andererseits wie ein bloßes Naturding auffaßt, das restlos mit mechanischen Mitteln zu formen und zu leiten ist.

2. Freies Handeln und menschliche Wirklichkeit. Der zweite Irrtum des „sogenannten“ Realismus besteht in dem Bestreben, eine vollständig neue Gesellschaft zu bauen, ohne sich weder um die „geschichtliche Wirklichkeit des Menschen“ noch um das sie bestimmende freie Handeln noch um die Religion, in der die Freiheit Stütze und Sanktion findet, zu kümmern. Auf diesem Irrwege wird man ganz gewiß die vom Menschen ersehnte Sicherheit vollends zerstören. Die Ablehnung dieser drei Grundwerte — geschichtliche Wirklichkeit, freier Akt und Religion — folgt aus jenem „realistischen“ Mißdenken, das keine Grenzen menschlicher Macht anerkennt, alles mit technischer Methode behandelt und blind auf technologisches Wissen schwört. Man braucht keine Lehren aus der Vergangenheit, man wird die Welt technisch manipulieren und bewältigen wie die Gegenstände in einem Laboratorium. Als reiner Techniker tritt man an das Schaffen der Gesellschaftsordnung heran: man zerlegt die Gesellschaft wie eine Maschine und wähnt, sie ohne weiteres nach einem neuen



Modell umbauen zu können. Aber wird sich die geschichtlich herangereifte und lebendig gewachsene Gesellschaftsordnung solchen Zugriffen ruhig unterwerfen? Die Geschichte wirkt in der sozialen Wirklichkeit von Gegenwart und Zukunft, und dieser Einfluß der Geschichte ist zu beachten. — Besonders die Religion mißfällt den Herolden des neuen Realismus, weil sie die Geschichte des Menschen bejaht und den Absolutheitscharakter bestimmter Sozialideen verteidigt. Sie ist mithin zu beseitigen. Selbstverständlich sieht die christliche Religion in der Geschichte den realen Zusammenklang des freien Handelns des Menschen mit dem freien und gütigen Wirken Gottes, wofür der Mensch auf Gottes Pläne eingeht. Ohne Eingehen auf die Ordnungen des Schöpfergottes wird sich die heiß ersehnte Sicherheit niemals herstellen lassen. Religion und Geschichte lehren uns, welches in Wahrheit die (bekannten) Aufbauzellen für eine geordnete Gesellschaft sind. Wer Freiheit und Sicherheit will, muß die Gesellschaft ihrem einzigen und höchsten Ordner und Garanten unterstellen. Der Atheismus, auch der praktische Atheismus der Vergötzung der Technologie und des Mechanismus, wird zum Feinde der wahren menschlichen Freiheit, weil er mit dem Menschen umspringen will wie mit den toten Dingen eines Laboratoriums. (Wenn man unterzivilisierte Gebiete heben will, vergesse man deshalb den Wert, die Bedeutung der Traditionen nicht!). Wer Neuordnung der Gesellschaft erstrebt, mache sich zur Leitregel den Ausgleich zwischen dem Dynamismus der Reformen und dem Gewicht der Geschichte, zwischen dem freien Handeln und der gesellschaftlichen Geborgenheit. Ausgleich von Statik und Dynamik beseitigen die Unsicherheit und gewährleisten glückliche Erfolge.

3. Die absolute Wahrheit als Licht und Leben des Menschen. Die Freiheit und die persönliche Verantwortung, die Gesellschaftlichkeit und die gesellschaftliche Ordnung sowie der wohlverstandene Fortschritt sind menschliche Werte, weil der Mensch sie verwirklicht und Nutzen aus ihnen zieht, sie sind aber zugleich in ihrer Quelle religiöse und göttliche Werte. Auch im Westen hat man im Namen des Laizismus und eitler Selbstgenügsamkeit des Menschen diese Werte von Gott losreißen wollen, und nun muß man sie um des Gemeinwohls willen verteidigen. Daß sie nur in Gott und in der Religion ihren gesicherten Bestand haben, das hören die sogenannten Realisten nicht gerne und sie beschuldigen die Religion, aus politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen Religionskämpfe zu machen. Durch Berufung auf den absoluten und religiösen Charakter bestimmter Werte nähre man die Leidenschaften und erschwere man den Weg zu einer praktischen und vernünftigen Einigung der feindlichen Fronten. Pius XII. erinnerte daran, daß er nie zu einem „Kreuzzug“ der Christenheit aufrief. Gegenüber dem Versuche, gewisse gefährliche Tendenzen als unschädlich hinzustellen, will er für alle im Bewußtsein seiner Verantwortung wiederholen, „daß es um Fragen geht, die absolute Werte des Menschen und der Gesellschaft betreffen“. Mit tiefem Schmerz muß er es deshalb auch beklagen, daß einige Katholiken, Geistliche und Laien, der Verneblungstaktik Vorschub leisten und sich für die unehrlichen Manöver der „Gespräche“ und „Begegnungen“ einfangen lassen, die durch die Thesen der einen Seite niemals eine „Koexistenz in der Wahrheit“ herbeiführen können. Abgesehen von anderen Erwägungen, müßten wenigstens die jüngsten blutigen Ereignisse (in Ungarn) allen die Augen öffnen. Um nicht alle Brücken abzubauen, genügt die Begegnung der Staatsmänner (für die Sache des Friedens der Menschheit und nicht für Sonderinteressen). Wenn der Papst eine so feste Sprache spricht, um die wirklichen Fronten abzuzeichnen, so darf er deshalb nicht als Gegner des Weltfriedens hingestellt werden. Er bleibt unentwegt dem Friedensprogramm verschrieben, und gerade um den Frieden aus der auf ihm lastenden Bedrohung zu reißen, muß er die Gefahrenherde und die Taktik der Friedensfeinde aufdecken.

Nach diesem Übergang verbreitete sich Pius XII. recht ausführlich und sehr fest über die drückenden Gegenwartsprobleme und die Mittel zur Sicherung des Weltfriedens. Gegenüber einem Feinde, der entschlossen ist, allen Völkern eine untragbare Lebensform aufzuzwingen, kann nur die einmütige und feste Haltung aller Freunde des Wahren und des Guten den Frieden retten und wird ihn retten. (Warnender Hinweis auf das, was unmittelbar vor dem zweiten Weltkrieg geschah!). Die europäische Solidarität, deren Kraftfeld auch Afrika, Asien, den Mittleren Orient und Palästina umfasse, ist die gebieterische Forderung der Stunde.



Alle verbundenen Nationen müssen verstehen, daß die politischen und wirtschaftlichen Niederlagen der einen niemals zum wahren Gewinn für die anderen werden können. In der Stunde der gemeinsamen Gefahr darf auch die Kritik am Tun der einen, selbst wenn sie in sich gerechtfertigt ist, in ihrem Ton und ihren Motiven nicht so sein, daß man an jedweden Band der Solidarität zweifeln muß. Mit bloßen Gefühlen läßt sich nie eine gute Politik machen, besonders heute nicht mit den Gefühlen von gestern und vorgestern.

Auch die Fragen des Wehrdienstes, der Waffen und des Krieges lassen sich nicht mit reinen Gefühlsmotiven lösen. In der heutigen Lage (denken wir an die Ereignisse in Ungarn und an eine andere formulierte Drohung!) ist der Fall möglich, daß der Krieg für eine Nation nicht als unerlaubt betrachtet werden könnte, wenn ihr mit Hoffnung auf Erfolg, nach fruchtlosen Beschwörungen, kein anderes Mittel zur wirksamen Verteidigung gegen ungerechte Angriffe übrigbleibt. „Wenn also eine Volksvertretung und eine Regierung, die in freier Wahl gewählt sind, im Notfall („in extremo bisogno“) mit den berechtigten Mitteln der Innen- und Außenpolitik Verteidigungsmaßnahmen festsetzen und die Vorkehrungen, die ihnen notwendig scheinen, durchführen, dann ist ihr Benehmen gleichfalls nicht unsittlich, so daß ein katholischer Staatsbürger sich nicht auf sein eigenes Gewissen berufen kann, um sich zu weigern, die vom Gesetz verfügten Dienste und Pflichten zu erfüllen. In diesem Punkte fühlen Wir Uns vollauf im Einklang mit Unseren Vorgängern Leo XIII. und Benedikt XV., die niemals jene Verpflichtung leugneten, sondern . . ., wie auch Wir tun, die allgemeine Abrüstung als wirksames Mittel angaben.“

Im Leben der Völker gibt es Stunden und Fälle, in denen nur mehr die höheren Prinzipien klare Grenzziehungen zwischen Recht und Unrecht ermöglichen. Diese Wahrheit findet mancherorts Anklang, und auch die Vereinten Nationen machen sich zum Herold der absoluten Werte im Zusammenleben der Völker. Aber in jüngster Vergangenheit haben nicht wenige ihrer Mitglieder dem „falschen Realismus“ nachgegeben, den Blick von den absoluten Werten abgewandt und die Friedensstörungen mit doppeltem Gewicht, im umgekehrten Verhältnis zu den absoluten Werten, behandelt. Die Vereinten Nationen hätten wenigstens die Autorität besitzen müssen, sich durch Beobachter dort Gewicht zu verschaffen, wo die wesentlichen Werte des Menschen in letzter Gefahr sind. Wenn in einem solchen Fall ein Staat die Beobachter der UNO, zu der er selbst gehört, nicht zuläßt, dürfte es ihm nicht mehr erlaubt sein, seine Rechte als Mitglied der Vereinten Nationen auszuüben. Diese müßten auch das Recht und die Macht haben, jedweden militärischen Einfall zuvorkommen. Die Stärkung der Autorität der UNO ist ebenfalls notwendig wegen der allgemeinen Abrüstung, die nur auf dem Boden einer Organisation von Vereinten Nationen zu erreichen ist, mit Einschluß des Verzichtes auf Herstellung und Gebrauch bestimmter Waffen. Außerdem können bloß die Vereinten Nationen eine effektive und universale Kontrolle über die Rüstungen durchsetzen, als deren Mittel der Papst die Kontrolle aus der Luft mit Hilfe der hochentwickelten photographischen Möglichkeiten eingehend beschrieb und dringend empfahl. Natürlich kommt es darauf an, daß jede Nation dieser Kontrolle zustimmt und so ihren ehrlichen Friedenswillen beweist. Dieser Friedenswille ist die Frucht menschlicher Bemühung, aber zugleich ein kostbares Geschenk Gottes.

## II. Der Hl. Vater zu den Ereignissen in Polen und Ungarn

Als im Gefolge der Geschehnisse in Polen Kardinal Stephan Wyszynski, Erzbischof von Gnesen und Warschau, am 28. Oktober 1956, dem Feste Christi des Königs, nach Warschau zurückkehren durfte, sandte ihm Papst Pius XII. am 30. Oktober einen telegraphischen Glückwunsch in Beantwortung der ihm vom Kardinal gemachten Mitteilung seiner Rückkehr. Der Hl. Vater wünscht, daß dieses der „Königin Polens“, der Mutter Gottes von Jasna Gora, geweihte Jahr für Polen die Morgenröte eines echten Friedens sei, der auf Gerechtigkeit, Liebe und kirchliche Freiheit gegründet ist. Wie weit sich dieser Wunsch des Papstes erfüllen wird, muß noch die Zukunft zeigen.

Ein ähnliches päpstliches Telegramm erging am 31. Oktober an Kardinal Joseph Mindszenty, Erzbischof von Gran, den die ungarischen Freiheitskämpfer nach einem Leidensweg von acht Jahren nach Budapest zurückgeführt hatten. Das starkmütig Erlittene möge ein „Wegbereiter dafür sein, daß die christliche Gesittung in der ge-



liebten Ungarischen Nation, nach so schweren Irrtumsgefahren und dem Blutvergießen, durch Deinen und der übrigen Bischöfe apostolischen Eifer neu aufblühe, und die von den Vätern ererbte tadellose Treue zur Kirche und zum Apostolischen Stuhle immer erstrahle.“

Gleich nach Beginn des ungarischen Freiheitskampfes erschien unter dem Datum des 28. Oktober 1956 die erste kurze Enzyklika „*Luctuosissimi eventus*“, in der öffentliche Gebete zur Erflerung eines gerechten Friedens für das von blutigen Kämpfen heimgesuchte Ungarn ausgeschrieben wurden. „Es werde ein Ende gemacht mit dem Blutvergießen, und der wahre Friede, der sich auf Gerechtigkeit, Liebe und die geschuldete Freiheit stützt, möge endlich aufleuchten. Alle sollen doch verstehen, daß die zerstörte Ordnung der Völker weder gefestigt werden kann durch Waffengewalt, die den Menschen den Tod bringt, noch durch Vergewaltigung der Bürger, deren innerstes Fühlen nicht erstickt werden kann, noch auch durch trügerische Lehren, die die Geister verderben und die Rechte des menschlichen und christlichen Gewissens sowie der Kirche verletzen.“

Als sich die Nachrichten von den Erfolgen der ungarischen Freiheitskämpfer bestätigten, erschien am 1. November die zweite, ebenfalls kurze Enzyklika „*Lae-tamur admodum*“, die wiederum öffentliche Gebete ausscrieb und die Hoffnung auf bessere Zeiten für Ungarn nicht verhehlte. Ein zweiter Grund zum flehentlichen Beten für die Erhaltung des Friedens waren die überraschenden und gefährvollen Ereignisse im Nahen Osten: „Alle, besonders jene, in deren Hände die Geschehnisse der Völker gelegt sind, mögen bedenken, daß niemals ein dauerndes Gut aus dem Kriege erspriest, sondern viele Verluste und viel Unglück. Denn nicht durch die Waffen, nicht durch das Töten und nicht durch Ruinen werden die Probleme der Menschheit gelöst, sondern durch die Vernunft, das Recht, die Klugheit und die Billigkeit.“

Einige Tage später begannen die russischen Panzer ihre Vernichtungsaktion gegen den ungarischen Freiheitskampf. Da erließ der Papst am 5. November die dritte kurze Enzyklika „*Datis nuperrime*“, in der er die Unterdrückung Ungarns vor dem Forum des Weltgewissens verurteilte: „Jene, auf deren Befehl diese kläglichen Untaten geschehen, mögen bedenken, daß die gerechte Freiheit der Völker nicht durch menschliches Blut erstickt werden kann . . . Das Blut des ungarischen Volkes schreit zu Gott, der als gerechter Richter Privatpersonen zwar oft erst nach ihrem Tode für ihre Sünden strafft, jedoch die Lenker der Völker, die anderen Unrecht zufügen, und diese Völker selbst manchmal schon in diesem sterblichen Leben schlägt, wie es die Geschichte bezeugt.“

Am 10. November, mitten im verzweifelten Ringen der Ungarn um ihre Freiheit und angesichts der im Nahen Osten noch nicht geschwundenen Wolken, sprach Pius XII. über den Rundfunk zur ganzen Welt, zu den Völkern und ihren Regierungen, in einer religiösen und zugleich friedenspolitischen Kundgebung „wegen der zum Ruin des geliebten magyarischen Volkes vollbrachten Untaten, dessen einzige Schuld sein Verlangen nach Achtung der fundamentalen Menschenrechte ist, und weiterhin wegen der Angst um den bedrohten Frieden, und wegen des Schmerzes angesichts der Schwächung der Reihen jener, auf deren Autorität, Einigkeit und guten Willen man stark zählen zu können glaubte für die fortschreitende Herstellung der Eintracht zwischen den Völkern in Gerechtigkeit und wahrer Freiheit“. Die Sache des Friedens und der gerechten Freiheit erlitt einen bitteren Rückschlag, viel Blut ist ungerecht geflossen, die Menschen gerieten in entsetzliche Angst und fühlten sich vollends erschüttert und entmutigt. Als Beauftragter Gottes für das Wohl aller Nationen muß der Papst einen Herzensschrei als Aufruf zum Frieden und zur Festigung der Einheit unter den Friedensfreunden ausstoßen. Er wendet sich direkt an die Völker selbst, die ja den Frieden wollen, damit sie den Regierungen diesen ihren Friedenswillen bekunden. Auf jeden Reichtum und jede Hegemonie verzichten sie, um den Frieden zu erhalten. Genug der brutalen Unterdrückungen, der Kriegspläne und der Rivalitäten zwischen den Mächten! Mit elementarer Gewalt muß sich die unverfälschte Stimme der Natur Gehör verschaffen. Doch am meisten sind wir empört über das, was in Ungarn geschieht, wo ein Volk wiederum seiner Freiheit beraubt wird. Müssen wir das hinnehmen? Das christliche Gewissen fühlt die Verpflichtung, alles Erlaubte zu versuchen, um den Ungarn zu helfen. Millionen versklavter Menschen haben den Vorrang vor allen Parti-



kularinteressen. Deshalb müssen alle, Regierungen und Völker, sich zu einem öffentlichen Pakt zur Verteidigung der Menschenrechte und zur wirksamen Verteidigung aller Mitglieder gegen jeden Angriff auf ihre Unabhängigkeit zusammenschließen. Wer diesen Weg nicht mitgeht, muß sich durch seine eigene Schuld als ein Isolierter, ein Ausgestoßener fühlen. Ist der Pakt der friedens- und freiheitsliebenden Nationen fest, dann werden auf die Dauer die Ausgestoßenen durch ihre eigenen Völker zur Rückkehr in die Menschheitsfamilie genötigt. Alle müssen wir geeint sein, in Ost und West, für die Sache des Friedens und der Freiheit, wo heute die Bedeutung dieser beiden Worte so eindeutig klar ist. „Gott! Gott! Gott!“ Er ist die Grundlage des Friedens und des Rechtes. In seinem Namen voran!

### III. Liturgie als „kirchliche“ Lebensbetätigung

Da es nicht möglich war, den Bericht „Aus der Weltkirche“ für das 1. Heft 1957 zu redigieren, sollen nachträglich wenigstens die Hauptgedanken der französischen Ansprache, die Papst Pius XII. am 22. September 1956 vor den Teilnehmern am Liturgischen Kongreß von Assisi hielt, wiedergegeben werden. Dieser „Internationale Kongreß für pastorale Liturgie“, der vom 18. bis 21. September 1956 in Assisi stattfand, darf als bedeutendes und bedeutsames Ereignis gewertet werden. Er war zunächst einmal sehr gut beschickt, sowohl durch Vertreter der Hierarchie als auch durch Freunde der Liturgie aus der Alten und der Neuen Welt: 5 Kardinäle, die fast alle mit einem Referat auftraten, mehr als 50 Erzbischöfe und Bischöfe und über 1200 Geistliche und Ordensleute. Der Kongreß wollte vornehmlich die „pastorale“ Einstellung der Liturgischen Bewegung von heute herausstreichen samt all den Aufgaben, die der Gegenwart und der Zukunft zu lösen bleiben.

In einer sehr wertvollen Ansprache, die vielleicht manche zu „konkrete“ Erwartungen enttäuschte, hat Pius XII. weder neue liturgische Reformen angekündigt noch wollte er verbindlich auf die verschiedenen in Assisi erörterten praktischen Vorschläge eingehen. Seine Absicht war, „einige wesentlichere Fragen aufzugreifen, die man heute auf der Begegnungsebene von Liturgie und Dogmatik diskutiert und die uns mehr am Herzen liegen“. Der Hl. Vater gruppierte seine Darlegungen unter die beiden Titel „Die Liturgie und die Kirche“ sowie „Die Liturgie und der Herr.“

Der Grundgedanke von „Liturgie und Kirche“ ist folgender: Die Liturgie ist nicht ein Privatanliegen für eine bestimmte Sondergruppe innerhalb der katholischen Kirche, sie ist ein gesamtkirchliches Anliegen, eine „Lebensfunktion“ der ganzen Kirche. Andererseits jedoch wäre es verkehrt, die gesamte kirchliche Tätigkeit auf liturgisches Tun einengen zu wollen. Der Papst lobte die Fortschritte der Liturgischen Bewegung und nannte den liturgischen Frühling ein Wehen des Heiligen Geistes in der Kirche, um die Gläubigen mit den Geheimnissen des Glaubens und dem Reichtum der Gnade zu verbinden. Wir fassen die Kraft der Liturgie für die Heiligung der Seelen und mithin für das pastorale Wirken der Kirche. Die Liturgie gibt dem Leben der Kirche von heute eine kennzeichnende Prägung, nicht zuletzt durch die aktive und bewußte Teilnahme der Gläubigen an den liturgischen Handlungen.

Wenn die Liturgie Lebensbetätigung der ganzen Kirche ist, ergibt sich von selbst die Schlußfolgerung, daß ich der „Liturgie“ gegenüber nicht neutral oder gleichgültig sein kann, denn die „heilige Liturgie“ (vgl. „Mediator Dei“, 20. 11. 1947) ist der ganze öffentliche Kult des Mystischen Leibes Jesu Christi, des Hauptes und der Glieder. Die von den göttlichen Gaben und dem göttlichen Leben erfüllte Kirche gibt sich aus innerem spontanem Drang der Anbetung und dem Lob des unendlichen Gottes hin und weiht ihm durch die Liturgie als Gemeinschaft jenen Kult, der ihm gebührt. Als Mystischer Leib Christi lebt die Kirche von der Wahrheit und der Gnade Christi, der alles zu Gott und dessen Verherrlichung hinführen will.

An der Gestaltung der einen und gemeinsamen Liturgie arbeitet an erster Stelle die Hierarchie, die aus dem ihr anvertrauten „depositum fidei et gratiae“ den heiligen Dienst aufbaut. Alle Wahrheiten kommen irgendwie in der Liturgie, die ihrerseits lebendige Verwirklichung der Glaubenswahrheiten ist, zum Ausdruck. Ebenso wie in der Liturgie die Wahrheit Christi ausgemünzt wird, macht die Kirche im liturgischen Tun die Gnade Christi flüssig: in der Eucharistie, die Opfer und Mahl ist, in den übrigen Sakramenten und in den Sakramentalien. Weiter erstreckt sich die Sorge der Hierarchie



auf alles, was die Schönheit und Würde der liturgischen Zeremonien erhöhen kann: auf Kulträume, Kultsachen und die sakrale Kunst überhaupt.

Was die Hierarchie an Wahrheit und Gnade durch die Liturgie vermittelt, ist für alle Christen bestimmt, die nicht in rein passiver Haltung vor diesen Heilsgütern stehen dürfen, sondern mit ihrem ganzen Willen und allen ihren Kräften am Vollzug der Liturgie teilnehmen sollen oder ihm wenigstens mit Frömmigkeit folgen. Außerdem leisten die Gläubigen einen hohen Beitrag zur Schaffung des äußeren Rahmens eines würdigen Kultes. Die Hierarchie und die Laien leisten ihren Beitrag zur kirchlichen Liturgie nicht als zwei getrennte Größen, denn sie sind Glieder eines und desselben Organismus, der sich wie ein einziges und geeintes Lebewesen betätigt. Aus solcher Haltung heraus ist die Liturgie das Werk der „ganzen Kirche“, und deshalb besteht auch kein Grund, Mißtrauen, Rivalitäten, offene oder verborgene Gegensätze zwischen der Hierarchie und den Gläubigen zu unterhalten.

Hier fügt nun der Hl. Vater den zweiten, oben angedeuteten Gedanken hinzu: „Trotzdem ist Liturgie nicht die ganze Kirche; sie erschöpft nicht das Feld der kirchlichen Tätigkeit.“ Die Kirche ist nicht nur „öffentlicher Kult“, ihre Tätigkeit greift weit über diesen Rahmen hinaus. Auch die private Frömmigkeit wird von der Kirche anerkannt und empfohlen. Vor allem ist nie zu vergessen, daß die Aufgaben des Lehr- und Hirtenamtes sich viel weiter erstrecken als auf die bloße Gestaltung der Liturgie. Die Kirche trägt überall dort Verantwortung für das ganze menschliche Tun, wo Interessen der Religion und der Sittlichkeit berührt werden. Es wäre darum verkehrt, den Blick einzuzengen und die gesamte Seelsorge rein und ausschließlich liturgisch orientieren zu wollen. Andererseits sind der richtig verstandenen Liturgischen Bewegung keine Hindernisse in den Weg zu legen, denn tatsächlich besteht keine objektive Verschiedenheit zwischen dem Ziel, das die Liturgie anstrebt, und dem der übrigen Funktionen der Kirche. Weil die Liturgie das Werk des ganzen mystischen Leibes Christi ist, sollen alle Gläubigen sie hochschätzen und liebend an ihr teilnehmen, doch sie müssen zugleich verstehen, daß die Aufgaben der Kirche sich noch bedeutend weiter erstrecken.

Im zweiten Teil seiner Ansprache brachte Pius XII. unter dem Titel „Die Liturgie und der Herr“ eine Reihe von Erörterungen über die Liturgie des Meßopfers und den Herrn, der hier gleichzeitig Priester und Opfergabe ist, sodann über die richtige Erklärung der Gegenwart Christi in der Eucharistie und über die theologisch-pastorale Bedeutung der permanenten realen Gegenwart sowie über die nicht zu vergessende Majestät des Gottessohnes bei aller berechtigten Betonung der mittlerischen Funktion des Erlösers. Es sind breit ausgeführte Erörterungen mehr dogmatischer Art, die für das liturgische Denken richtungweisend sind und in mehreren Einzelfragen Ungenauigkeiten und Mißverständnisse klären bzw. entschieden zurückweisen.

So wird schon unter dem ersten Untertitel „Actio Christi“ sehr energisch und zugleich mit Erinnerung daran, daß die betreffende Frage bereits recht klar in der Ansprache vom 2. November 1954 behandelt wurde, noch einmal jede Ungenauigkeit und mißverständliche Verquickung der Fragepunkte bezüglich der sogenannten zereemoniellen Konzelebration von Priestern zurückgewiesen und schärfstens der sakramentstheologische Befund herausgestellt, welches nämlich die Natur der Zelebrationshandlung sei, wann man zelebriert und wer zelebriert. Die Frage nach der Natur der Zelebrationshandlung ist eine andere als die nach der Teilnahme an den Früchten des Meßopfers. Wenn man die „Natur der Handlung“ ins Auge faßt, ist es ein Irrtum zu sagen, die Feier einer einzigen Messe, der hundert Priester andächtig beiwohnen, sei dasselbe wie hundert Messen, die von hundert Priestern zelebriert werden. Theologisch stellt sich nicht nur die Frage nach der Teilnahme an den Früchten des Meßopfers, sondern für die Bestimmung der Tatsache, ob eine Zelebration oder eine Konzelebration im eigentlichen Sinne vorliegt, geht es nicht darum zu wissen, welche Frucht die Seele gewinnt, sondern welcher Natur der Akt ist, der gesetzt wird. Vollzieht der Priester als Diener Christi die „actio Christi se ipsum sacrificantis et offerentis“ oder nicht? Und diese „actio“ vollzieht er auch bei der Konzelebration nur, wenn er zusammen mit der inneren Absicht auch die äußere Handlung vollzieht und vor allem die Worte ausspricht, die die „actio Christi se ipsum sacrificantis et offerentis“ her-



stellen, d. h. die sakramentalen Worte über Brot und Wein: „Dies ist mein Leib — Dies ist mein Blut.“

Unter dem zweiten Untertitel „*Praesentia Christi*“ werden Unterschied und richtiges Verhältnis von Opferaltar und Tabernakel behandelt, die verschiedene und doch in dem einen Christus geeinte Wertbedeutung des hl. Opfers und des Sakraments der beständigen Gegenwart. Der Akt des Opfers und der bloße Kult der Anbetung sind verschieden, aber es ist der eine und gleiche Herr, der auf dem Altar geopfert und im Tabernakel verehrt wird und der von da aus seine Segnungen ausspendet. Die Kirche verteidigt immer den eucharistischen Anbetungskult, und auch der überzeugteste Liturgiker muß verstehen und ahnen können, was der Herr im Tabernakel für die tief-frommen Gläubigen bedeutet, ob es nun einfache oder gebildete Menschen sind. Nicht zufrieden damit, den Gläubigen den Zugang zum Herrn im Tabernakel nicht zu erschweren, sollte sich die Liturgische Bewegung vielmehr bemühen, sie immer mehr dorthin zu bringen. Dem Papste gefällt die Neigung zu geringerer Hochschätzung der Gegenwart und Wirkung Christi im Tabernakel nicht. „Man begnügt sich mit dem Opfer des Altares und man schränkt die Bedeutung dessen, der es vollzieht, ein. Die Person des Herrn muß aber den Mittelpunkt des Kultes bilden, denn sie gibt den Beziehungen zwischen Altar und Tabernakel Einheit und Sinn.“ Das theologische Verständnis der ganzen Eucharistie erschließt auch das Verständnis für die kirchlichen Vorschriften über die Aufbewahrung und Verehrung der Eucharistie und die Aufstellung des Tabernakels.

Der Hl. Vater zeigte sich sehr besorgt über eine gewisse spekulative Interpretation der realen Gegenwart Christi in der Eucharistie, die ernsten Widerspruch verdiene und die darin bestehe, daß der wesenhafte aktuelle Inhalt der Gestalten von Brot und Wein der „Herr im Himmel“ sei, mit dem die Gestalten „eine sogenannte wirkliche und wesenhafte Beziehung des Enthaltens und Gegenwärtigseins haben.“ „Es ist erlaubt, auch weiterhin Erklärungen und wissenschaftliche Interpretationen zu suchen, aber sie dürfen nicht sozusagen Christus aus der Eucharistie weginterpretieren und im Tabernakel nur noch eucharistische Gestalten übriglassen, die eine gleichsam wirkliche und wesentliche Beziehung zu dem wahren Herrn, der im Himmel ist, hätten.“

Ein letzter Untertitel „*Infinita et divina maiestas Christi*“ soll uns ins Bewußtsein rufen, daß Christus nicht nur „Mittler“, sondern wahrhaft Sohn Gottes ist. „Darum kann die Gottheit Christi nicht irgendwie am Rande des liturgischen Denkens bleiben. Es ist normal, daß man durch Christus zum Vater gehe, weil Christus der Mittler zwischen Gott und den Menschen ist. Aber er ist nicht nur Mittler, er ist auch in der Dreifaltigkeit dem Vater und dem Hl. Geist gleich . . . Die Betrachtung der unendlichen, höchsten und göttlichen Majestät Christi kann sicher dazu beitragen, den liturgischen Sinn zu vertiefen, und darum haben Wir eure Aufmerksamkeit darauf hlenken wollen.“

Der Papst beschloß seine Rede mit einigen kurzen und mehr allgemein als Richtlinien gedachten Hinweisen auf die richtige Haltung der Liturgie zur Vergangenheit und auf ihre Stellung sowie ihre Bedeutung im heutigen kirchlichen Leben. Der in diesem Zusammenhang formulierte und manchmal sehr einseitig unterstrichene Satz über die lateinische Sprache sei in seinem wirklichen Kontext festgehalten: „Von seiten der Kirche begegnet die gegenwärtige Liturgie einer Sorge um Fortschritt, jedoch auch um Erhaltung und Verteidigung. Sie kehrt zur Vergangenheit zurück, ohne diese knechtisch nachzuahmen, und schafft Neues in den Zeremonien selbst, im Gebrauch der Volkssprache, im Volksgesang und im Kirchenbau. Es wäre trotzdem überflüssig, noch einmal daran zu erinnern, daß die Kirche schwerwiegende Gründe dafür hat, im lateinischen Ritus für den zelebrierenden Priester die unbedingte Verpflichtung des Gebrauches der lateinischen Sprache fest aufrechtzuerhalten sowie auch, wenn der Gregorianische Gesang das heilige Opfer begleitet, daß dies in der Sprache der Kirche geschehen muß.“

Die verschiedenen Aspekte der heutigen Liturgie finden das Interesse des Hl. Vaters, beanspruchen aber auch seine Wachsamkeit. Er wünscht aufrichtig das Fortschreiten der Liturgischen Bewegung und will ihr dabei helfen; aber es ist zugleich seine Aufgabe, allem vorzubeugen, was eine Quelle von Irrtümern oder Gefahren werden könnte. Es ist ihm eine Freude und ein Trost zu wissen, daß er dabei auf die



Hilfe und das Verständnis der Liturgischen Bewegung zählen darf. Vor allem durch ihren ersten Teil „Liturgie und Kirche“ wird die Ansprache vom 22. September 1956 ihren Platz unter den kirchlich-liturgischen Dokumenten der Neuzeit besitzen.

#### IV. Verschiedenes — Kurznachrichten

Seit der letzten Übersicht „Aus der Weltkirche“ sind zwei Mitglieder des Kardinalkollegiums gestorben. Zuerst, am 20. August 1956, Bernard Griffin, Erzbischof von Westminster (London), im Alter von nur 57 Jahren. Der Verewigte gehörte zu der großen Kreation vom 18. Februar 1946, war also im Alter von 47 Jahren zum Kardinal promoviert worden. Er war gebürtig aus Birmingham und hatte seine theologischen und kanonistischen Studien in Rom an der Gregoriana und am Apollinare vollendet. Von 1938 bis 1943 war er Weihbischof in Birmingham, und am 18. Dezember 1943 wurde er als Nachfolger von Kardinal Hinsley nach Westminster transferiert. Seit Beginn seiner bischöflichen Tätigkeit zeigte sich Bernard Griffin sehr aufgeschlossen für die sozialen und internationalen Probleme, im Auslande genoß er eine große Hochschätzung. — Am 5. November 1956 starb im hohen Alter von 86 Jahren der besonders in den ersten Nachkriegsjahren weltbekannte Kardinal Jules Saliège, Erzbischof von Toulouse in Südfrankreich. Auch er gehörte zu der berühmten Promotion vom 18. Februar 1946. Seine Tätigkeit entfaltete sich zunächst während 30 Jahren im Lehrfach, bis er Ende 1925 zum Bischof von Gap ernannt und bereits 1928 nach dem Metropolitansitz Toulouse transferiert wurde. Kardinal Saliège nahm regen Anteil am religiösen Aufbruch Frankreichs in den Nachkriegsjahren, und seine Stellung als Großkanzler des Katholischen Instituts von Toulouse brachte ihn von selbst in Kontakt mit den neuen theologischen Strömungen seiner Heimat. Durch den Tod der beiden Purpurträger Griffin und Saliège ist die Mitgliederzahl des 1953 vollzähligen Heiligen Kollegs wiederum auf 60 gesunken.

Dem „Päpstlichen Jahrbuch 1957“ entnehmen wir außerdem folgende Angaben: Es gibt heute 10 Residenzial- und 5 Titularpatriarchate, 307 Residenzialmetropolitanen, 42 Erzbistümer und 1232 Bistümer. Titular-Metropolitanen, -Erzbischöfe und -Bischöfe zählen wir 883, Prälaturen und Abteien „nullius“ 79, Apostolische Administraturen 12, orientalische Prälaturen mit Jurisdiktion 19, Apostolische Vikariate 206, Apostolische Präfekturen 122 und 7 Missionen „sui juris“. — In den 18 Jahren seines Pontifikats konnte Pius XII. insgesamt 158 neue Erzbistümer und Bistümer bestimmen, während 91 Gebiete zum Sitz eines Erzbischofs sowie 185 (meist Vikariate und Präfekturen) zu dem eines Bischofs aufstiegen.

Der „Osservatore Romano“ vom 18. Jänner 1957 veröffentlichte die Ernennung des bisherigen Bischofs von Würzburg, Julius Döpfner, zum Bischof von Berlin. Der Neuernannte ist 1913 in der Diözese Würzburg geboren und wurde am 19. Oktober 1939 als Alumnus des Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom zum Priester geweiht; seine Studien an der Gregorianischen Universität beschloß er mit dem Doktorat der Theologie. Nach einigen Jahren Seelsorge wurde Döpfner Präfekt am Knabenseminar Kilianum und dann Subregens am Priesterseminar, bis er 1948 im Alter von nur 35 Jahren das Amt eines Bischofs von Würzburg übernehmen mußte. Er ist auch heute noch der jüngste Bischof Deutschlands.

Aus einer Ansprache, die Pius XII. am 31. Dezember 1956 vor einer Pilgergruppe bayrischer katholischer Lehrer hielt, wollen wir folgenden Satz festhalten: „Es ist selbstverständlicher Grundsatz nicht nur des streng demokratischen Staates, sondern des Rechtsstaates überhaupt, daß, je stärker die Schule an den Staat gebunden ist, von diesem um so peinlichere Rücksicht auf den Willen der Erziehungsberechtigten genommen werden muß. In Ihrer Heimat gilt aber gerade für die Schule, durch die alle Kinder gehen, die Volks- oder Grundschule, nicht nur das System des staatlichen Schulzwangs, sondern darüber hinaus das der staatlichen Zwangsschule, also das System der stärksten Bindung der Schule an den Staat. Daraus folgt für den letzteren die Pflicht, im Ausbau des Schulwesens, ganz besonders in der Formung der Lehrkräfte, die Erwartungen und den Willen der Erziehungsberechtigten gewissenhaft zu erfüllen.“



Bei der Versammlung des deutschen Episkopats in Fulda vom 27. bis 29. September 1956 legte Kardinal Joseph Frings, Erzbischof von Köln, einen ausführlichen Jahresbericht über das katholische Leben in Deutschland vor (vgl. Herder-Korrespondenz, November 1956, S. 72–78). Aus diesem Bericht erfahren wir u. a. über Priester- und Ordensberufe, daß sich die Zahl der Theologiestudierenden in den Jahren 1952 bis 1955 mit leichten Schwankungen bei 3800 hält (bei rund 21.000 Diözesanpriestern), während die Zahl der studierenden Ordenstheologen seit 1951 in ständigem Wachsen ist: 1395, 1471, 1612, 1703 (bei nicht ganz 6000 Ordenspriestern). Bei den Ordensbrüdern ist ein Zuwachs zu verzeichnen, soweit es sich um Priester-genossenschaften handelt; einen allerdings katastrophalen Rückgang erleben die reinen Brüdergenossenschaften. Die weiblichen Orden und Genossenschaften zählen 3911 Novizinnen im Jahre 1951, nur 3272 im Jahre 1954 und 3471 im Jahre 1955; bedauerlich sei, daß vor allem die Schulschwestern zurückzugehen scheinen und daß z. B. in Köln der geringe Nachwuchs kaum Abiturientinnen und damit kaum mehr zukünftige Studienassessorinnen umfasse. Insgesamt liegen die Nachwuchszahlen in Priester- und Ordensberufen bei der Hälfte der Zahlen aus den guten Jahren 1934/35. Es darf anderseits nicht übersehen werden, daß die heutigen Nachwuchs-Jahrgänge bei weitem nicht mehr die Stärke der damaligen Jahrgänge haben. — Nach den Angaben des Kölner Kardinals muß sich der deutsche Episkopat größte Sorgen über das Ansteigen der Mischehen machen: „Die Mischehen haben sich seit der Vorkriegszeit im Verhältnis zu den katholischen Ehen verdoppelt. Von 4 Katholiken, die in die Ehe gehen, geht einer in die Mischehe. Die Hälfte derer, die in die Mischehe gehen, verzichtet von vornherein auf die kirchliche Trauung.“

Als Brüder freuen wir uns über jede gute Nachricht, die wir vom katholischen Leben in kommunistisch beherrschten Ländern erhalten. Die Theologische Fakultät der Katholischen Universität von Lublin organisierte vom 21. bis 23. August 1956 Bibeltage für den polnischen Klerus, an denen sich mehr als 600 Priester aus ganz Polen beteiligten. Das Generalthema hieß: „Heilige Schrift und moderne Pastoral.“ Es ging vor allem um Ausbreitung und Vertiefung einer katholischen Bibelbewegung. Zuschriften waren eingelaufen von P. Athanasius Miller O. S. B., Sekretär der Päpstlichen Bibelkommission, und von P. Ernst Vogt S. J., Rektor am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom. Auch in Polen ist das Interesse für die Hl. Schrift, das leider nicht genügend befriedigt werden kann, erfreulich gewachsen; darum ist es bedauerlich, daß keine katholische Bibelvereinigung ausgebaut ist. Eine Ausstellung „Geschichte der Bibel in Polen“ sollte veranschaulichen, was man seit dem Druck des ersten polnischen N. Testaments im Jahre 1556, also vor genau vier Jahrhunderten, unternommen hat. Wir erfuhren auch, daß die Vorarbeiten für den I. Band einer Katholischen Enzyklopädie abgeschlossen sind und daß demnächst die Universität von Lublin die Herausgabe der bisher in Krakau erscheinenden Zeitschrift „Biblische und Liturgische Bewegung“ besorgen wird. Die Universität soll ebenfalls mit der Organisation der Bibelbewegung in Polen betraut sein, und es soll eine billige Textausgabe des Neuen Testaments gedruckt werden sowie außerdem eine Auswahl der schönsten Texte des Alten Testaments. Die Konferenzen der Lubliner Bibeltage, in denen Pastoral und Wissenschaft abwechselten, werden auch das Schriftstudium in den Priesterseminaren günstig beeinflussen und auf diesem Wege reichere pastorale Frucht vorbereiten.